

Manfred Schenk

Der Europasaal im Eden-Wolff-Hotel hätte weit mehr Interessenten zu diesem durch zahlreiche Musikbeispiele und Anekdoten aufgelockerten, anregenden Gesprächsabend am 14. 2. 1991 aufnehmen können; aber Eis und Schnee sowie ein Richard-Strauss-Liederabend mögen dies verhindert haben.

Wer ist Manfred Schenk? wurde ich am Telefon gefragt. Die Antwort gibt der Opernspielplan. Im Februar '91 sang er bei uns Osmin, Fafner und Hunding, früher bereits

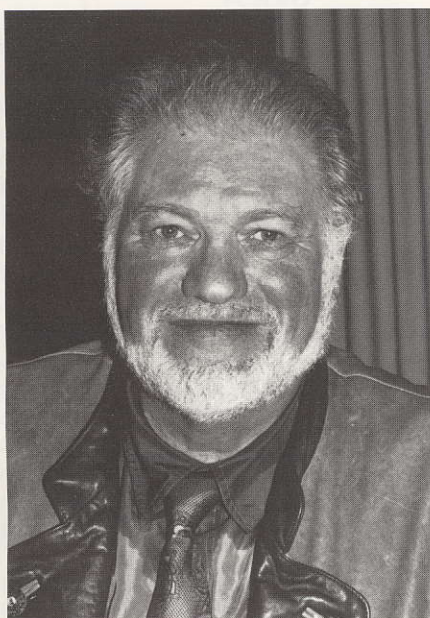


Foto: IBS

war er als Pogner, Sachs und Mosè zu hören; weitere Abende mit ihm werden folgen.

Frau Beyerle-Scheller als bewährte Moderatorin stellte als Motto über seine Sängerlaufbahn Mandrykas Worte „Bei mir geht alles langsam, aber stark“, was Schenk mit „noch langsamer“ quittierte. Auf 30 Jahre Bühnenerfahrung kann er zurückblicken, seit 10 Jahren singt er in Bayreuth, wo er seine künstlerische Erfüllung fand. Aber von der ersten Gesangsstunde bis zum ersten Engagement waren 13 Jahre vergangen. Dem Sohn eines schwäbischen Bauunternehmers, dessen Mutter, selbst mit schöner Stimme begabt, sich einen „Sängersohn“ wünschte, stellte sich manches Hindernis in den Weg. Ein traumatisches Kindheitserlebnis zerstörte seinen Berufsplan nicht. Bei einem Vorsingen

zum Schulchor fieberte der Zehnjährige dem Augenblick entgegen, wo er den piepsenden Kameraden seinen Knabensopran vorführen konnte. Da läutete es zum Stundenwechsel; er war nicht mehr dazugekommen, aber eine Vier in Singen war das Ergebnis.

Später mußte er eine Maurerlehre machen, bevor er sein Studium an der Stuttgarter Musikhochschule beginnen durfte. Nach drei Jahren war seine schöne Naturstimme verdorben. Erst durch den Privatunterricht bei K. H. Jarius gelang es, die Stimme allmählich wieder zu entwickeln, und er glaubt, durch diese mühevollen Arbeit richtiges Singen gelernt und die Stimme so lange erhalten zu haben. Er hat erfahren, daß falsches Singen die Stimmbänder ständig überfordert und zur Ursache vieler Erkrankungen und Absagen werden kann. Nur ein guter Stimmsitz, der alle körperlichen Resonanzräume in die richtige Funktion treten läßt, bewirkt, daß das Publikum den Sänger verstehen kann und er alles auszudrücken vermag, was die Partie verlangt.

Mit 30 Jahren trat er sein erstes Engagement in Regensburg an, wo er ein Vierteljahr später neben vielen anderen Rollen seines Baßfaches bereits den Ochs singen mußte. Danach ermöglichten Verpflichtungen in Gelsenkirchen und Zürich, sich weitere Rollen „in den Hals zu singen“. Seit 1968 ist er festes Ensemblemitglied in Frankfurt und erlebte die Aera Dohnanyi, Gielen und Bertini. Sein Repertoire ist sehr umfangreich und umfaßt neben fast sämtlichen Baßrollen bei Wagner (Ausnahme „Holländer“) und Mozart (Osmin, Komtur, Sarastro: 450mal) auch das italienische Fach (u. a. Großinquisitor, Mosè, Basilio), wobei er die „Stehbaßpartien“ bevorzugt, z. B. Gurnemanz und Sachs als Lieblingsrollen.

Bei einem achtstündigen Flug nach Portland (Oregon), wo er als Wotan gastieren sollte, saß neben ihm eine äußerst nervöse, verstört wirkende Dame, die er sich in einer Ehekrise befangen vorstellte. Sie hatten kein Wort miteinander gewechselt. Am Flugplatz wurde sie gleich ihm abgeholt und entpuppte sich als seine Brünnhilde, deren Unruhe durch

Übermüdung verursacht war. Sie hatte in dem bedächtigen, soliden Hünen an ihrer Seite einen Holzfäller auf dem Weg nach Kanada vermutet.

Mit dem Regietheater sich skeptisch, aber nicht verweigernd auseinanderzusetzen, hatte er in Frankfurt reichlich Gelegenheit, als er in Berghaus- und Neuenfels-Inszenierungen mitwirkte. Vor jeder Neuinszenierung finde ein sogenanntes Konzeptionsgespräch statt, das hinter hochtrabenden Worten oft die Konzeptionslosigkeit der Regisseure zu verschleiern versuche, sogar Opernverwechslungen seien schon vorgekommen („Manon“). Kennzeichen für Berghaus-Auffassungen seien die Aufwertung der Nebenfiguren gegenüber den Hauptdarstellern, das Hervorheben von Unwichtigem und Übergehen von Wichtigem (so sei z. B. der Ring im „Ring“ völlig nebensächlich!), stereotype, un begründbare Bewegungsabläufe und die Ablehnung jeglicher Einwände. Schenk findet, daß die Presse den Publikumsgeschmack so lange manipuliere, bis er sich der Kritik angepaßt habe, die Regie und Bühnenbild meist größeren Wert beimessen als den musikalischen Leistungen. Er hat wenig Verständnis für völlige Verfremdung oder Umstellung der Operninhalte sowie die oft unsinnigen, atemberaubenden Aktivitäten auf der Bühne.

Als Ehemann einer aktiven Schauspieler, seiner Sprecherzieherin und Kritikerin, bedauert Schenk alle Sängerfrauen, die sämtliche Ängste, Komplexe, Anfälligkeiten, Beschwerden, Hysterien und Ärgernisse ihrer Männer mittragen, um schließlich schwitzend und verkrampt in den Vorstellungen mitzuleiden.

Das harte Los, ein Sängerleben zu teilen, wird wohl nur wenigen IBSlern beschieden sein. Aber auch wir zittern mitunter um die Spitzentöne und die Durchhaltekraft unserer Sängerliebhaber und hoffen, daß ihnen kein unberechtigtes Buh von selbsternannten Musikexperten entgegengeschleudert wird – wozu Manfred Schenk wohl kaum Anlaß geben dürfte.

Herta Starke